



Dies ist eine Leseprobe der Hobbit Presse. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.hobbitpresse.de

A. S. TAMAKI

DAS
BUCH
DER
GEFALLENEN
BLÄTTER

Aus dem Englischen übersetzt
von Michael Pfingstl

KLETT-COTTA

INHALT

Teil 1
Botin der Götter
– 13 –

Teil 2
Die Wolken sammeln sich
– 173 –

Teil 3
Die Himmelsbrücke
– 335 –

Teil 4
Mondschein
– 489 –

Handelnde Figuren
– 617 –

Danksagung
– 621 –

Das Läuten der Tempelglocke von Jetavana verkündet
die Vergänglichkeit aller Erscheinungen dieser Welt,
und die Farbe der Salbaumb Blüten offenbart das
unvermeidliche Schwinden jener, die sich erfolgreich
entfalten. Nicht lange währen die Hochmütigen, es
gleicht dem Traum einer Frühlingsnacht, und auch die
Kühnen vergehen letztendlich wie der Staub vor dem
Wind.

Aus dem Epos *Heike Monogatari*,
mit einer kleinen Änderung zitiert nach der
Übersetzung von Björn Adelmeier

TEIL 1
BOTIN DER
GÖTTER

KAPITEL 1



DÄMONEN

Gyokuji-Jahr 1

*Regierungszeit des achtundsiebzigsten Kaisers, Suji Ten'in
Zehnter Tag des ersten Monats*

Winter

Der Mann starb nicht schnell genug. Er schrie, strampelte und zitterte in den Armen des Mädchens, er klammerte sich an ihm fest und flehte mit erstickter Stimme um Gnade. Aber er war nur ein Priester. Das Mädchen war klein, bloß ein Kind, der Mann war schwach und das Messer nicht allzu schwer.

Das Mädchen kauerte neben ihm, seine Finger waren feucht von seinem Blut, während es darauf wartete, dass sein Geist den Körper verließ. Das Rot verfärbte die Erde unter ihnen zu einem dunklen Ocker, während das Mädchen seine Hand hielt. »Du brauchst keine Angst zu haben«, sagte es. »Es ist bald vorbei. Alles wird gut.«

Als es vollbracht war, ließ das Mädchen den Leichnam los und blickte auf, als fiele ihm nur langsam wieder ein, wo es war. Es spähte hinaus in die Nacht, sah den verrotteten Zaun, den gewundenen Pflasterweg und das Unkraut überall. Es sah die Stufen am Fuß des halb verfallenen Tempels, dessen Holz so morsch war, dass ein Gespenst ihn zum Einsturz bringen könnte. Genau dort stand die Frau,

die das Mädchen seine Schwester nannte. Sie trug ein weißes Trauer-
gewand und blickte hinauf in den schwarzen, wolkenverhangenen
Himmel; zu ihren Füßen lagen zwei weitere tote Mönche.

»Schwester«, sagte das Kind, ging zögernd zu ihr und tippte ihr
mit einem Finger auf den Arm. »Sieh, Schwester«, sagte das Kind
und schaute nach oben. »Die Götter wandeln. Siehst du sie?«

»Ja«, erwiderte die Frau. Ihr Gesicht schimmerte hell und glatt wie
Alabaster. »Ja.«

Der Regen hatte aufgehört, lange bevor die beiden den Hof betre-
ten hatten, die Luft war schwer und feucht. Aber als die dunkelläu-
gige Frau in dem weißen Trauergewand durch das Tor trat, senkte
sich eine Kälte über die Nacht, selbst die Grillen verstummten. Die
völlige Windstille und die drückende Präsenz der Wolken über ih-
nen erfüllten die Nacht mit einer süßlichen, zähen Schwere, die jede
Bewegung anstrengend machte, als hätte die Dunkelheit Substanz.
Nicht ein Stern war zu sehen.

Der Sturm war schnell und erbarmungslos über die Anlage herge-
fallen, er hatte die kleinen Innenhöfe überflutet, den altersschwachen
Schrein und den Tempel gleich dahinter, doch jetzt war alles still.
Die zwei Gestalten traten durch das Tor, ihre Sandalen schmatzten
durch den Schlamm zwischen den feucht glänzenden Trittsteinen.
Vor ihnen lag der kleine Tempel, kaum mehr als eine Baracke. Eine
dünne Rauchfahne stieg aus einer Öffnung im Dach. Von drinnen
war das leise Knistern eines Feuers zu hören.

»Hier ist es«, sagte die Frau.

Wären da nicht die Schatten und Falten unter ihren Augen gewe-
sen, hätte sie beinahe jung ausgesehen. Aber da waren Schatten und
Falten. Dunkle Linien von einem Dutzend Schriftzeichen zogen
sich über ihr zartes Gesicht, als hätte jemand es mit Tinte bespritzt.
Worte, so fein geschrieben, dass sie kaum zu sehen waren. Wenn die
Frau ins Licht trat, verschwand die Schrift und ihre Haut schien
unbefleckt. Sobald sie aber nach unten schaute und ein Schatten
über ihr Gesicht fiel, erschienen die Buchstaben wieder, wenn auch

blass und kaum zu erkennen. Sie nahm die Hand des kleinen Mädchens.

Das Mädchen bemerkte die Schriftzeichen nicht. Und wenn doch, dachte es sich nichts dabei.

»Beeilen wir uns«, sagte die Frau und ging mit der Kleinen an der Hand auf die Baracke am Rand des Innenhofs zu. »Bevor es wieder zu regnen anfängt.«

Ihre Stimme war nur ein Flüstern, zischelnd und dünn wie das Plätschern an den Ufern des Onji im Frühling. Ihre Augen glänzten wie polierter Stein, schimmernd im Halbdunkel. Sie war groß und überragte das Kind bei Weitem, aber ihre Bewegungen waren langsam und bedacht, vorsichtig wie die einer Tigerin auf der Jagd. Der feste und ruhige Blick, ihr unnatürliches Aussehen ließen sie wie ein Wesen nicht von dieser Welt erscheinen.

Als die beiden den Eingang des kleinen Tempels erreichten, war ihr Gesicht wieder glatt und voller Trauer. Die Worte darauf waren verschwunden wie ein Zauber.

Das Mädchen lauschte beunruhigt auf das Knistern der Flammen. »Da drin ist jemand.«

»Ja, Kind«, erwiderte die Frau. »Komm. Er wartet schon auf uns. Auch wenn er es vielleicht nicht weiß.«

In der Hütte, einem schlichten offenen Raum, gab es einen Schrein aus gesplittertem Holz, eine Ecke für die Teezeremonie und einen Kamin mit einem fast heruntergebrannten Feuer, das kaum Wärme spendete. Mehr nicht. Vor einer Wand saß ein junger Mönch und meditierte. Es war sein drittes Jahrzehnt auf dieser Erde. Er wiegte sich hin und her und zählte die Perlen an der Gebetskette in seinen schlanken Händen. *Klick, klick, klick.* »Namu Ohirume Kotajjin«, sang er dabei.

Eine Brise fuhr in den Hof, das Kaminfeuer flackerte, und von einem Atemzug auf den nächsten stand die Frau vor ihm in der Dunkelheit, als wäre sie schon immer da gewesen. Schließlich setzte sie sich. Der Mönch betete weiter. Das Räucherwerk brannte. Die

Frau sagte nichts, doch schließlich blickte der Mönch auf, er konnte nicht älter als zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig sein.

»Willkommen, Schwester«, sagte er, während das Feuer bebende Schatten auf sein junges Gesicht malte, schwarz wie Liliensamen, dann warm und orange. »Der Sturm ist noch nicht vorbei. Ich fürchte, er kommt bald wieder. Du musst auf der Hut sein.«

»Danke, junger Mann.«

Er versuchte ein Lächeln. »Du scheinst überrascht, dass ich erst so kurz auf dieser Erde weile und ihr dennoch schon entsage.«

»Heutzutage werden viele Kinder in die Tempel geschickt«, erwiderte die Frau und rückte ein Stück näher. »Das weiß ich. Aber du bist keines davon. Deine Robe ist neu.«

»Das ist sehr aufmerksam beobachtet.« Er wandte sich ihr zu. »Kommst du aus westlicher Richtung? Dann musst du meinen Mitbrüdern begegnet sein. Sie sind vor weniger als einer Stunde aufgebrochen.«

»Das sind wir«, bestätigte die Frau. »Sie haben uns den Weg hierher gewiesen, damit wir vor Ohirume beten, und dann ... schickten wir sie auf den ihren.«

»Bist du deshalb hier?«, fragte er. »Um zu beten? Geselle dich zu mir. Ich weiß, ich bin noch jung, aber ich werde dir helfen, so gut ich kann. Was bedrückt dich?«

»In Nächten wie diesen?«, fragte die Frau. »*Alles*. Sag mir, Mönch, glaubst du an die verfluchten Götter?«

Er schwieg und überlegte. »Im Moment gibt es viele hungrige Geister«, antwortete er schließlich. »Sie suchen nach einem Weg, ihren Zorn zu stillen, verbittert und voller Rachedurst. Verderbt.«

Die Frau neigte den Kopf. »Als ich selbst noch jung war, schickte man mich zu einem Tempel auf den nördlichen Inseln, zum Orden des Heiligen Gesetzes. Ein Kind, allein. Ich sollte nach Erleuchtung streben, um meinem Leid zu entkommen.«

Der Mönch breitete die Hände aus. »Wir alle leiden, und wir alle tragen die Möglichkeit, uns zu verändern.«

»Verändern«, wiederholte die Frau nachdenklich. »Ein seltsames Wort. Wo warst du in den jüngsten Kriegen, wenn ich fragen darf?«

Er erstarrte. »In der Kaiserstadt.«

»Dann musst du es gesehen haben. So wie ich. Eine Weile glaubte ich, das Zeitalter der Plagen wäre angebrochen. Ich verzweifelte. Ich wurde krank. Und dann, eines Tages, drehte der Wind. Die Gezeiten hielten inne. Und als ich erwachte, konnte ich es hören.«

»Was hören?«

»Den anderen Ort.« Sie kam noch näher und rezitierte einen alten Vers. »*Die Wellen, sanft an der Küste Awas, sind unverändert, doch du bist so anders, als ich dich in Erinnerung habe.*« Sie lächelte ganz leicht. »Aber so ist das Leben.«

»Kenne ich dich?«, fragte der junge Mönch.

»Nein. Aber ich kenne *dich*. Jeden einzelnen Tag deines Lebens.«

Der Mönch sah sie kurz an und dann wieder weg.

»Ich bin bedrückt«, sprach die Frau weiter. »Es ist so viel Tod und Zerstörung in der Welt. Krieg, Aufstände, Unruhen. All die Clans und Adelshäuser. Ich fürchte, die Götter werden uns bestrafen. Ich fürchte ... ich bin verflucht.«

»Die Götter sind gütig«, entgegnete der Mönch. »Sie zeigen Mitgefühl.«

»Nein«, widersprach die Frau. »*Sie* waren es, die mich verflucht haben. Ich will es beenden.«

Die magischen Schriftzeichen auf ihrem Gesicht wurden wieder sichtbar. »Siehst du?«, sagte sie. »*Ich bin ihre Botin.*«

Der Mönch blinzelte. »Wer bist du?«

»Ein Geist«, antwortete die Frau. »Wie du. Immer noch hier und doch verändert. Der Wille der Götter bringt mich in diese Welt, ich bin ihre Dienerin und ... ihre Stimme. Ich suche die Sündigen auf. Es wandeln so viele von ihnen durch diese verheerten Lande, auf diesem Pfad zur Hölle, und so muss auch ich wandern, bis meine Aufgabe erfüllt ist und ihre Seelen der Gerechtigkeit zugeführt wurden. Erst dann endet mein Fluch und ich kann werden wie sie.«

»Wie wer?«

»Die Götter.« Die Frau beugte sich vor und ließ den Schein der Flammen über ihre Augen spielen. »Sie haben mich aus einem ganz bestimmten Grund zurückgeholt. Und ich weiß jetzt, was dieser Grund ist.«

Der Mönch wollte aufstehen und merkte, wie er plötzlich gegen die Wand in seinem Rücken gepresst wurde. Das Kaminfeuer brannte schwach, und jedes Mal, wenn sein Schein sich verdunkelte, tauchten die eigenartigen Schriftzeichen auf dem Gesicht der Frau wieder auf.

»Ich bin ein Spiegel«, sagte sie. »Eine Dienerin, die auf Erden wandelt, um ein entsetzliches Unrecht wiedergutzumachen. Selbst jetzt höre ich, wie sie zu mir sagen: *Erlöse uns. Vollstrecke unsere göttliche Strafe für die Sünden der Drei.*«

Der Atem des Mönchs stockte, als er diese Worte hörte. »Du musst jetzt gehen.«

»Das kann ich nicht, junger Prinz. Nicht, bevor meine Aufgabe erfüllt ist.«

»Ich bin kein Prinz.«

»Oh doch«, widersprach sie. »Das bist du.«

»Ich habe mich von diesem Pfad losgesagt.« Er zitterte. »Ich bin ein Mönch des Heiligen Gesetzes. Mein Name ist Joren.«

»Du bist ein Sohn des Hauses Keishi.« Er versuchte, sich zu bewegen, aber die Frau ließ ihn nicht. »Du hast Blut an deinen Händen, genau wie dein Vater. Das weißt du, Shigemune. In deinem Herzen weißt du es.«

»Dieser Mann bin ich nicht mehr. Ich habe ihn hinter mir gelassen.«

»Du kannst ihn nicht hinter dir lassen«, widersprach die Frau. »Die Götter sehen dich.«

»Weshalb bist du hier?«

»Wegen dir, mein Prinz. *Drei werden fallen.* Du kennst die Worte.«

»Verschwinde.«

»Drei werden fallen«, wiederholte sie. »Gensei. Keishi. Ten'in. Die drei großen Häuser. An sie bin ich gebunden. Ich muss ihre Kinder einfordern, verstehst du? Ein Kind für ein Kind.«

Seine Augen wurden groß. »Du bist ein Dämon.«

»In diesen Tagen wandeln viele Dämonen auf der Welt«, erwiderte die Frau, »und sie alle haben gelitten. *Erzähle mir von den Gensei.*«

Shigemune versuchte aufzustehen, aber er konnte es nicht – als hielte die Frau ihn mit ihrem Blick an Ort und Stelle. Ihre Augen glitzerten im Schein der Flammen wie gesprungene Perlen.

»Ich habe ihnen gesagt ... dass sie es nicht tun sollen«, flüsterte er wie unter einem Bann. »Ich wusste, dass es nur zu Tod und Vernichtung führen würde.«

»Woran du dich beteiligt hast.«

»Ich weiß, woran ich *beteiligt* war. Doch jetzt widme ich mein Leben besseren ...«

»Besser?« Die Frau deutete auf den winzigen Schrein, den halb verfallenen Tempel. »Ja. Vielleicht ist das hier tatsächlich besser.«

»Die Götter werden mir verzeihen«, stammelte der Mönch. »Ich bin ihr Diener.«

»*Genau wie ich*«, entgegnete die Frau.

Der Mönch wurde blass und erwiderte nichts. Draußen heulte der Wind. »Ich besitze nicht viel«, sagte er schließlich, »aber, wenn du möchtest, kann ich dir etwas zu essen geben. Und danach muss ich dich bitten zu gehen.«

Die Frau lächelte wieder, doch ihre Augen waren wie tot. »Das Kämpfen wird bald aufhören. Während du hier im Regen herumsitzt und wir miteinander sprechen, macht dein Vater Jagd auf Verräter. Die Gensei-Linie wird bald enden. Katsusada, ihrem Oberhaupt, wird niemals verziehen werden, dass er sich gegen deinen Vater gestellt hat. Man wird ihn finden und man wird ihn töten.«

»Weshalb bist du hier?« Der Mönch zitterte jetzt noch stärker, unfähig sich zu bewegen.

Die Frau zog ein kleines Schwert aus ihrem Gürtel. Die Scheide

glänzte schwarz im Schein des Kaminfeuers. Sie legte das Schwert auf einen niedrigen, von Holzwürmern zerfressenen Tisch. »Katsusada hat gegen den Ten'in-Kaiser rebelliert«, sprach die Frau weiter. »Er hat zwei Erben hinterlassen, aber dein Vater hat beschlossen, sie zu verschonen.«

»Eine Erbin«, widersprach der Mönch. »Kai Gekko'in ist noch ein Kind, sie hat nichts mit all dem zu tun. Mein Vater wird sie als sein Mündel aufziehen.«

»Deine Lügen werden dir nicht helfen«, entgegnete die Frau.

Der Mönch zuckte zusammen. »Was?«

»Es gibt noch einen Erben. Sein Name ist Sen. *Und du weißt, wo er sich aufhält.*«

»Nein ...«

»Du weißt, wo sie ihn versteckt haben. Du hast ihnen geholfen.«

»Warum hätte ich das tun sollen?«

»Weil du nicht gutheißt, was dein Vater, Fürst Keishi, tut. Du findest, dass sein Ehrgeiz zu weit geht, dass er sich in Dinge einmischt, die Sache der Götter allein sind. Weil du geglaubt hast, etwas tun zu müssen. Also hast du die Seiten gewechselt und ... Verrate mir, *wo ist Sen aus dem Haus Gensei?*«

»Das kann ich nicht«, antwortete Shigemune.

»Du musst.«

Er zitterte und bebte unter ihrem unerbittlichen Blick.

Die Schriftzeichen auf dem Gesicht der Frau flammten auf und veränderten sich. »*Rede.*«

Der Mönch schnappte keuchend nach Luft, die Worte drangen wie gegen seinen Willen aus seinem Mund. »Ich habe nur Gerüchte gehört, aber ... Er ist noch ein Kleinkind und wird nie zurückkehren.«

»Sag mir, wo, Prinz.«

»Er wird geschützt. Deine Magie kann ihm nichts anhaben.«

»*Wo?*«

Der Mönch hielt sich mit zitternden Händen an seiner Gebets-

kette fest, sein Atem ging rasselnd, und wieder sprach er wie gegen seinen Willen. »Im Osten.«

Die Frau machte eine Handbewegung, als würde sie ihm mit einem Schwerthieb die Brust aufschlitzen, und der Mönch zuckte zusammen. »Nimm das Schwert«, flüsterte sie. »*Nimm es.*«

Er gehorchte.

Plötzlich, von einem unbändigen Hass in seinem Innern erfüllt, schlug er nach ihr, doch seine Angst machte ihn ungeschickt und die Schwertspitze streifte nur ihren Kiefer. Dann taumelte er zurück und fasste sich mit einem schmerzverzerrten Zischen selbst ans Kinn.

Das Schwert fiel klappernd zu Boden, die Finger des Mönchs waren blutverschmiert. In dem Moment, als die Schwertspitze die Frau berührt hatte, war sein Kinn wie von einem unsichtbaren Messer genau an der Stelle aufgeschlitzt worden, an der er sie zu treffen versucht hatte. Die Frau hingegen blieb unversehrt. Die magischen Schriftzeichen auf ihrem Gesicht bildeten andere Worte und verblassten wieder.

Shigemune hielt sich das Gesicht, Blut quoll zwischen seinen Fingern hervor. »*Was bist du?*«

»Das weiß ich nicht«, antwortete die Frau. »Was siehst du?«

»Ein Monster ...«

»Ein Monster?«, wiederholte sie. »Ja. Vielleicht bin ich eines.«

»Die Götter werden dich niederstrecken«, sagte der Mönch schauernd. »Du wirst brennen.«

»*Brennen?*«, wiederholte sie erneut. »Nein, das glaube ich nicht. Aber, ehrlich gesagt, kann nur die Zeit das erweisen. Ich weiß nicht, was mit diesem Körper passieren wird. Vielleicht wird er brennen, wie du gesagt hast, vielleicht auch nicht. Aber spielt das eine Rolle? Eines Tages wird er sterben wie alles auf dieser Welt, danach werde ich zurückkehren und mir einen neuen suchen. So ist der Lauf der Dinge. *Und jetzt nimm das Schwert.*«

»Das werde ich nicht ...«

»Du musst.«

Von ihren Worten in Bann geschlagen, hob Shigemune das Schwert wieder auf. Seine Hand bewegte sich von ganz allein und sein Arm zitterte, während er versuchte, die Bewegung zu verhindern, und es doch nicht schaffte.

»*Tu es*«, flüsterte sie.

Er stieß sich das Schwert in den Bauch und zog die Klinge nach oben, in Richtung seines Herzens.

»Das ist es, was du willst«, sagte die Frau. »Akzeptiere es. So tilgst du deine Schande.«

Der Mönch gab ein gurgelndes Geräusch von sich und würgte an seinem eigenen Blut.

»Höher«, sagte die Frau.

Ihre zischelnde Stimme erfüllte die Luft, während Shigemune versuchte, sich zu wehren, doch seine Arme gehorchten dem Kommando und zogen die Klinge weiter nach oben, bis sie mit einem feuchten Knacken durch seine Rippen fuhr. Sein ganzer Körper bebte, während seine Hände das Schwert im Bann des Zaubers immer weiter nach oben trieben. Blutblasen platzten aus seinem Mund, aber der Mönch machte immer weiter, bis er ein letztes Mal erschauerte und die Klinge sein Herz erreichte. Dann hielt er inne. Seine Eingeweide lagen in einer Lache vor ihm ausgebreitet.

»Danke, Prinz«, sagte die Frau. »Ich bin ein Spiegel, wie du siehst. Du wolltest sterben für deine Schuld, tief in dir, und genau so ist es gekommen. Es ist der Wille der Götter.« Sie wischte sich die Hände an ihrem weißen Gewand ab.

Shigemune fiel vornüber, seine Gedärme – oder was davon noch an seinem Platz war – ergossen sich über seine Beine. Sein zur Hälfte aufgeschnittener Rumpf öffnete sich durch den Aufprall noch weiter, nur das Schwert blieb, wo es war, ragte aus der klaffenden Wunde, umgeben von Knochen, Organen und seinem Herzen.

Die Frau blickte stumm auf den Leichnam zu ihren Füßen. Die Eichendielen und Hanfmatten bildeten ein Muster aus Rot und Weiß und Braun. Sie zog ihr Schwert aus dem Blutbad, wischte es

mit einem Tuch ab und steckte es zurück in die Scheide. »Noch nicht«, flüsterte sie in die Stille. »Noch nicht.«

Heiße Asche und noch glühende Kohlen waren aus dem Kamin auf den Holzboden gerieselst, aber das kümmerte die Frau nicht, als sie den Raum in Richtung der dünnen Schiebetür durchquerte. Als sie nach draußen trat, fand sie das Mädchen auf den Stufen wartend. »Komm, Kind«, sagte sie. »Es ist Zeit zu gehen.«

Sie ließen vier Leichen und eine brennende Baracke zurück, an die niemand sich je erinnern würde. Die Flammen hatten sich bereits ausgebreitet und schlugen höher, während das Mädchen der Frau in die Dunkelheit folgte.

»Schwester, sieh«, sagte die Kleine und nickte in Richtung der Berge. Ein Schatten schwebte dort und bewegte sich, langsam wie ein Riese. »Die Götter.«

»Ja«, bestätigte die Frau. »Die Pilger.«

Die gigantischen Formen krochen wabernd übers Firmament, flackernd wie Elementargeister, wie Skelette, die aus einer Dunkelheit gemacht waren, die dicker war als Rauch und so weit weg wie der Mond. So schwebten sie dort, riesenhaft, als könnten sie mit einem einzigen Streich die gesamte Bergflanke vom Antlitz der Erde tilgen. Und während die Frau ihre schwarze Kutte über ihr weißes Gewand streifte und das Mädchen bei der Hand nahm, verschwanden die Riesen und verschmolzen wieder mit der Nacht.

»Sie erscheinen jedes Mal, wenn Blut vergossen wurde«, sagte die Frau. »Vielleicht kehren sie schon bald wieder in ihre eigene Welt zurück, und die unsere wird ein wenig Frieden erfahren.«

Sie erreichten das Tor und betraten gerade die Straße, da zog das Mädchen die Frau an der Hand. »Schwester«, sagte es. »Ich kann mich an nichts erinnern. Was vorher war.«

»Das verstehe ich, Kind. Aber das macht nichts.«

»Warum ist das so?«

»Dir wurde schweres Unrecht getan, deine Seele leidet. Hast du Angst?«

Das Mädchen schüttelte den Kopf. »Ich möchte mich nur erinnern.«

»Das wirst du wahrscheinlich auch, mit der Zeit«, erwiderte die Frau. »Bis dahin müssen wir weiter unseren Weg beschreiten. Und vergiss nicht, dass all das hier für dich geschieht, Kind. Vergiss das niemals. Nun komm.«

Der Tempel hinter ihnen brannte, langsam zuerst, doch dann, mit einer Stichflamme, die eine der hölzernen Wände zischend verschlang, immer schneller. Die Pflastersteine vor ihnen glänzten im Regen wie kleine Spiegel.

Das Mädchen sprach wieder. »Schwester, du hast gesagt, du würdest mir erklären, warum so viele Leute sterben müssen.«

»Das werde ich«, erwiderte die Frau. »Aber die Geschichte ist lang, es wird eine ganze Zeit dauern, sie zu erzählen.«

»Schwester«, fragte die Kleine, »wohin gehen wir?«

Der Tempel brannte, die Flammen erhoben sich in die Schwärze der Nacht. Das Dach stürzte ein, Funken stoben auf, dann kehrte die Dunkelheit zurück. Die Frau sah einen Moment lang zu, dann führte sie die Kleine weiter die Straße entlang.

»Wir müssen einen Krieg beenden, meine Liebe«, antwortete sie. »Einen Krieg.«

KAPITEL 2



SEN

**17 Jahre später
Shōho-Jahr 3**

*Regierungszeit des achtzigsten Kaisers, Ashihara Ten'in
Fünfter Tag des fünften Monats*

Sommer

Sen Hoshiakari, Adoptivsohn von Iyo, Fürstin des Ostens, hielt in vollem Galopp auf die Strohzielscheibe zu. Es war Hochsommer, ein klarer, turmhoher Tag, der Himmel über der leicht abfallenden Wiese strahlte wie gemalt. Büschel von Pampasgras wiegten sich im Wind, während mit Falkenfedern befiederte Pfeile durch die Luft sirrten. Sen hatte nur Augen für sein Ziel. Zwanzig Pferdelängen. Zehn.

Er ließ die Sehne los und ...

Schoss daneben.

»Verdammt!«

Der Pfeil schwirrte an der Strohscheibe vorbei und bohrte sich ein Dutzend Schritte dahinter zitternd in den Boden.

Sen wendete seinen Renner, Kaminari, und machte sich auf eine Tirade seiner Adoptivbrüder gefasst. Sen hatte einen starken Arm, er war groß, mit schmalen Hüften und Schultern, das wusste er, und doch hatte er immer noch Probleme mit dem Bogen. Hakaru ließ keine

Gelegenheit aus, ihn damit aufzuziehen. Sens Augen waren dunkel, das Gesicht scharf geschnitten, seine schwarzen Haare waren zu einem Zopf gebunden, und wie seine Ziehbrüder trug er nicht die kitschigen Farben der Kaiserstadt. Er zog sanfte Farben vor, Grün und Blau und Weiß, wie ein Wasserfall im Wald. Und natürlich trug er den kleinen Jadestein um seinen Hals, ein Andenken an seine Herkunft.

Er hörte ein Wiehern – Haku kam heran. »Was würde dein Vater jetzt wohl sagen?«, höhnte Haku mit einem Grashalm zwischen den Zähnen, während sein Brauner mit den Hufen stampfte. »Der beste Bogenschütze in allen sechzig Provinzen würde sich zu Tode schämen, *ha!*«

»Halt die Klappe, Haku.«

»Ich dachte, du bist ein Gensei!«, entgegnete Haku mit einem brüllenden Lachen. »Soll ich dir zeigen, wie man es macht, Bruder?«

Das ist das Letzte, was ich jetzt gebrauchen kann, dachte Sen und umklammerte die Zügel fester. Warum traf er nicht? Kriegersöhnen wurde beigebracht, dass nur, wer mit dem Bogen umgehen konnte, etwas wert war. Und als Adoptivsohn des Kitanohara-Clans wollte er auf keinen Fall zugeben, wie sehr ihn Hakus Worte schmerzten. Stattdessen galoppierte er frustriert davon. *Denk einfach nicht dran*, sagte er sich. Es war Sommer, ein schöner Tag. Seine Ziehmutter, Kitanohara-no-Iyo Ōgami'in, hatte Taga Azamaro geheiratet, den Fürsten von Kurogane, um die Häuser des Ostens zu einen. Im Moment waren sie auf der Jagd – zur Feier der Hochzeit. Von seinem Standpunkt aus konnte Sen das weite Land-jenseits-der-Berge sehen, die angestammte Heimat der Taga und Kitanohara, und all die zugehörigen Inseln, die sich in südwestlicher Richtung bis zur weit entfernten Hauptstadt Saikyo erstreckten. Hier, so hieß es, konnte man sogar das Flüstern der Götter hören, wenn die eigenen Ohren dafür empfänglich waren.

Schon den ganzen Sommer ritten und übten sie hier draußen mit den anderen Söhnen der Stadt, schrien und tadelten einander, genossen die Hitze auf ihren Haaren, die Brise auf ihrer Haut und den

sanften Duft der Gräser auf den Wiesen um Kitano, in denen das Sonnenlicht spielte. Eine Senke erstreckte sich nach Westen, wo der Blaue Wald stumm vor den Bergen Wache hielt wie eine Gottheit. Irgendwo in diesem Meer aus Bäumen lag das Kannagara-Kloster verborgen, der Gottespfad, wo in strenger Askese die Krähenmönche lebten.

Vor Kurzem hatte es geregnet. Die Wolken waren wie aus dem Nichts aufgetaucht und hatten ihnen kleine, klatschende Tropfen ins Gesicht gespuht. Sen hatte den Guss lachend und mit weit ausgetragenen Armen empfangen. »Reiten wir zurück!«, hatte Nihira, der Älteste, gerufen, doch Hakaru war in ein Geheul ausgebrochen und mit Sen den Abhang hinunter um die Wette geritten.

Jetzt war die Sonne zurückgekehrt und mit ihr die Stille des Nachmittags. Am Abend würde Wind aufkommen. Der junge Fürst Hakaru, der wie immer vorhergesagt hatte, dass Sen vorbeischießen würde, lachte. Er war drei Jahre älter, hatte ein schalkhaftes Glitzern in den Augen und die typische Eifersucht eines mittleren Geschwisters. Er und Sen gerieten oft aneinander. Hinter Hakaru ritt sein Bruder Nihira. Donner und Blitz nannten die Leute die beiden. »Weil mein Bruder immer so laut ist«, witzelte Nihira gerne.

»Das Schwert ist mir sowieso lieber«, murmelte Sen in dem verzweifelten Versuch, sein Gesicht zu wahren.

»Auf einem Pferd nützt dir dein Schwert nichts«, kommentierte Hakaru. »Außerdem müsstest du erst mal reiten lernen.«

»Wer als Erster bei der Straße ist«, erwiderte Sen.

Nihira beobachtete amüsiert, wie Hakaru mit einem Schrei lospreschte, noch bevor Sen überhaupt nach seinen Zügeln gegriffen hatte. Dann jagten die beiden über die Wiese, eine Staubwolke hinter sich herziehend.

»Verdammt, Hakaru!« Sen trieb Kaminari an, wie er nur konnte, doch es war zwecklos.

»Gewinnen, Sen, egal wie!«, rief Hakaru über die Schulter. »Lerne es endlich!«

Der Pfad schlängelte sich hoch über den Wiesen dahin, von dort wieder hinunter in die von Bächen durchzogenen Ebenen und schließlich zur Stadt Kitano, dem Juwel des Ostens. Von der Spitze des Nordhügels aus konnten sie das gesamte Aizumi-Tal im Westen überblicken, dahinter das felsige Hochland, genannt die Schlangenschuppen, und in der entgegengesetzten Richtung die langen Straßen, die zur Küste führten. Über allem thronte, wie ein schlafender Drache, die Burg von Kitano mit ihren Toren und Wachtürmen. Kitaiji, der erst zur Hälfte fertig gestellte Tempel der Hoffnung, lag nicht weit von ihr entfernt, darunter erstreckte sich Kitano selbst, an Einwohnerzahl nur übertroffen von Saikyo, der Hauptstadt des Reichs, aber weitaus schöner. Sen sah die Straße, die sich hinunter zu den Tälern schlängelte, wo in westlicher Richtung, im Norden überragt vom Berg Kanzan, das Dorf mit dem Landsitz von Fürstin Iyo lag.

Im Sommer war es ein schöner Anblick, all das Gras, die Blumen und die flatternden Schmetterlinge – Geister der Toten, sagte man, die den Lebenden Glück wünschten. Im Winter hielten hölzerne Tore die Kälte ab, dicke Mauern und Dächer hielten die Wärme der Kaminfeuer drinnen, während der Schnee aus den Bergen Iyos Wälder mit dem Weiß der Wolken besprenkelte.

Im Dorf herrschte reges Treiben. Sommer bedeutete, dass mehr Ernteerzeugnisse als Pelze verkauft wurden. Überall entlang des Flusses waren Bauern mit ihren Karren zu sehen, umringt von Pilgern, Gläubigen, Kitaiji-Priestern und Familien. Sobald die Nacht hereinbräche, würde sich der Schein der Lagerfeuer im Fluss spiegeln, unterlegt mit den Geräuschen von Liedern und Tanzenden. Sen hatte die schlanken Ruderboote schon als Kind beobachtet, wie sie von Otsuzaka heraufkamen und am Ufer ihre Güter entluden. Oft hatte er sich vorgestellt, eines Tages selbst hinzureisen, über den Fluss bis an die Küste zu segeln und mehr von der Welt zu sehen.

In Momenten wie diesen dachte er immer an seine Familie, an die Mutter und den Vater, die ihm genommen worden waren, an seinen Clan, den er nie kennengelernt hatte.

Ich könnte ebenso gut ein Namenloser sein, dachte er, während er seinen Ziehbrüdern den Pfad entlang folgte. Sen war als ein Kitanohara aufgewachsen. Er führte ein gutes Leben und liebte seine Brüder, trotzdem fühlte er sich allein. Er war ein Gensei, und die Gensei existierten nicht mehr. Er würde keine Ländereien erben und immer nur der Halbbruder sein, ein Mündel. Er konnte gar nicht anders, als sich den Ort vorzustellen, an dem er geboren worden war, die einstige Größe des Namens Gensei, die auch ihm zuteilgeworden wäre. Doch all das war zunichtegemacht worden, als Sens Vater, Katsusada Asa'in, sich gegen den Kaiser auflehnte, hatte man ihm gesagt. Die Gensei waren aller Ländereien, Rechte und Titel beraubt worden, ihres Ruhms und ihres Herzens. Sens Vater hatte versucht, das Reich zu verändern, und war gescheitert. Und dann war er mitten in der Nacht von seinen eigenen Verbündeten gemeuchelt worden, während er seine Mörder anflehte, wenigstens seine Tochter Kai, Sens ältere Schwester und das zukünftige Clanoberhaupt, zu verschonen.

Ich frage mich, ob sie überhaupt weiß, dass es mich gibt, überlegte Sen, während sie weiterritten. Er hatte keine Ahnung, wie er jene Nacht überlebt hatte, in der so viele andere gestorben waren. Sein Onkel habe ihn gerettet, hatte man ihm gesagt. Ihn versteckt, als er gerade einmal drei gewesen war. Sein Lehrer, Yozora Hogen, genannt der Alte, weigerte sich, ihm mehr zu verraten. Sen wusste nicht, ob er als Einziger entkommen war oder ob es noch andere gab. Aber er wusste, dass er es um jeden Preis herausfinden wollte.

Der Himmel war klar, die Wolken blieben stumm, die Gerüche von Blumen und getrocknetem Getreide, vermischt mit dem herben Duft von Kräutern, tanzten in der Luft. Aber das Licht hatte sich verändert, sie ritten einem nahenden Abend entgegen, während sich weit im Westen ein Sturm zusammenbraute und die Sonnenscheibe bald die Berge am Horizont berühren würde.

Sen ließ seine Gedanken schweifen – von zu Hause, wo auch immer das sein mochte, zu den Wolken, zu der Erde unter ihm, zu seinen Brüdern und schließlich zurück zu seinem Fehlschuss. Er

folgte Kaminari blind. Sein Pferd kannte diese Hügel, die Wiesen und Täler besser, als er selbst es je tun würde – und dabei waren sie ihm so vertraut wie seine eigene Haut. Und während Kaminari sie zurück nach Kitano führte, ihrer Stadt, ihrem Zuhause, entflohen Sens Gedanken immer wieder in die Vergangenheit. Er dachte an seine Familie, an seine *beiden* Familien: die, in die er hineingeboren worden war, und die, die ihn aufgenommen hatte. Es fühlte sich an, als schlugen zwei Herzen in seiner Brust, und er fragte sich, was die Zukunft für ihn bereithalten mochte.

Von einem Moment auf den anderen veränderte sich die Luft. Nihira ließ sein Pferd anhalten. Sie hatten die Stelle erreicht, wo eine Abzweigung die Hügelflanke hinab zum No'in-Dorf führte, während der eigentliche Pfad zwischen halb überwucherten Bächen weiter anstieg. Hakaru, der noch ein Stück weiter vorausritt, wurde ebenfalls langsamer und blieb schließlich ganz stehen. »Was ist?«, fragte er über die Schulter.

»Sen«, sagte Nihira mit seiner sonoren, strengen Stimme. »Sieh dir das an.« Sein starrer Blick war auf eine feucht schimmernde Mulde vor ihnen auf dem Pfad gerichtet. »Blut.«

»Hier ist noch mehr«, rief Hakaru. »Gleich da drüben.«

»Ein verletztes Tier.« Nihira dirigierte seine Stute näher heran. »Es ist noch nicht lange her. Sieht aus wie ...«

Er verstummte und presste seinem Pferd die Fersen in die Flanken, dann verließen sie den Pfad und folgten der frischen Blutspur zwischen den Bäumen hindurch. Nach einer Weile erreichten sie den Eingang einer Schlucht mit fast senkrechten Wänden. Der Wald an den steilen Hängen links und rechts zog sich zurück wie ein Meer bei Ebbe.

Nihira verlangsamte sein Tempo und spähte die Schlucht entlang, sein Blick scharf wie Glas. Schließlich trieb er sein Pferd weiter.

»Was ist dort?«, rief Sen. Dann sah auch er es.

Hakaru schnappte nach Luft. »Oh nein ...«

Eingeklemmt zwischen zwei Felsen lag ein Serau, der heilige Zie-

genbock der Wälder. Ein Pfeil ragte aus seiner Flanke und bohrte sich jedes Mal tiefer in sein Fleisch, wenn das arme Geschöpf sich zu bewegen versuchte. Jemand hatte es angeschossen und zum Sterben liegen lassen.

»Wie grausam«, murmelte Nihira.

»Wer schießt auf einen Serau und lässt ihn dann liegen?«, fragte Sen. »Diese Tiere stehen unter dem Schutz der Götter.«

»Ein toter Serau bedeutet Unglück«, fluchte Hakaru. »Die Götter werden kommen und ... Sie werden den Tod eines ihrer Tiere nicht ungestraft lassen.«

Sen sah Nihira an und stieg ab. »Hilf mir«, sagte er, lief zu dem Serau, fasste ihn an den Vorderläufen und versuchte, ihn zwischen den Felsblöcken herauszuziehen. Aber der Kies unter Sens Füßen geriet ins Rollen, er rutschte aus und landete unsanft auf der Seite. Im nächsten Moment waren seine Brüder bei ihm und sie versuchten zu dritt, das vor Schmerzen wimmernde und zu Tode verängstigte Tier zu befreien.

»Wer tut so was?« Hakaru richtete sich ruckartig auf und legte die Stirn in so tiefe Falten, dass Sen sich fragte, ob er sich gleich übergeben würde. »Wer in aller Welt ...«, begann Hakaru und verstummte, als hätte er eine Entscheidung getroffen. »Lassen wir das«, murmelte er. »Der Serau wird so oder so sterben.«

»Wir können ihn retten«, widersprach Sen.

Sein Bruder schüttelte den Kopf. »Dafür ist es zu spät. Erlösen wir ihn von seinem Leid.« Er zog seinen Dolch, da stieß der Serau einen beinahe menschlichen Schrei aus, wie Sen fand, und entwand sich seinem Griff. Hakaru bekam einen Huftritt in den Bauch, während der Serau sich strampelnd herumdrehte, aufsprang und davonpreschte.

»Helft mir, ihn aufzuhalten!«, schrie Sen, aber das Tier war bereits im Unterholz verschwunden.

»Er sucht sich einen Platz zum Sterben«, widersprach Nihira. »Auf dem Gottespfad. Lassen wir ihn.«

Die Sonne stand jetzt um einiges tiefer und tauchte den Himmel in ein beinahe goldenes Rotviolett. Das Gras in den Tälern unter ihnen rauschte im Wind, das Bauerndorf der No'in, die saftig grünen Farne und Reisfelder schimmerten im Licht wie Spiegel.

Sie wollten gerade weiterreiten, da hörten sie es: Schreie, irgendwo in den Senken zwischen ihnen und dem No'in-Dorf unterhalb. Aus einem halben Dutzend Kehlen, männlich, und sie wurden lauter.

Ihre Pferde begannen nervös zu tänzeln. Es waren die Geräusche eines Kampfs.

»Auf die andere Seite«, zischte Nihira. »Schnell!«

Sie preschten durch das wogende Pampasgras über die Hügelkuppe und fanden auf der anderen Seite eine seltsame Szene vor: Ein Stück unterhalb schlugen vier Mönche in roten und goldenen Kutten auf eine junge No'in-Bäuerin ein. Ihre Helfer, offensichtlich einheimische Ge'in-Fallensteller, schauten ungläubig und erschrocken zu. Eher von Wut als von Schmerz oder Angst erfüllte Schreie hallten durch das Tal, und Sen dachte an den gewalttätigen Ruf, in dem die Mönche aus dem Westen seit jeher standen. Die Frau weinte und fluchte, während sie versuchte, an etwas heranzukommen, das die Mönche auf einem ihrer Pferde festgebunden hatten.

Es war ein weiterer Serau, sein schwarzes Fell war mit Pfeilen gespickt.

Die Mönche stießen die Frau immer wieder zurück, schlugen mit ihren Stöcken und Fäusten auf sie ein oder traten nach ihr. Gerade packte einer sie an ihren kastanienbraunen Haaren und riss sie zu Boden.

»Was hat das zu bedeuten?«, schrie Hakaru.

Die Mönche in ihren fremdländischen Gewändern wandten sich ihm zu, es folgte eine angespannte Stille. Nihira spürte die Gefahr und dirigierte sein Pferd schützend vor seinen Bruder. Dann sah er die Mönche an und sagte erstaunlich scharf: »Lasst das! Heute ist Hochzeitstag. Ein heiliger Tag, gerade ihr solltet das wissen.«

Der Mönch hielt die No'in immer noch an den Haaren. »Lass mich los, du Mörder! Du ...«, schrie sie ihn an.

Die Kitano-Brüder ritten ein Stück näher heran, und die Mönche stellten sich ihnen entgegen. Schweiß glänzte auf ihren rasierten Köpfen. Die Frau weinte und verfluchte sie, weil sie ein heiliges Tier getötet hatten. Der Rest ihrer Worte ging unter, als sie aufsprang, den, der ihr am nächsten stand, mit der Schulter rammte und nach dem Seil griff, mit dem sie die Beine des Seraus zusammengebunden hatten, während die anderen Mönche versuchten, sie wieder zu Boden zu stoßen.

Der, den sie gerammt hatte – ein grobschlächtiger Kerl mit blitzenden Augen und einer großen, flachen Nase – brüllte: »Du wagst es, einen Priester zu schlagen?« Dann holte er mit seinem langen Eichenstab aus, um ihn ihr seitlich gegen den Kopf zu schlagen. »Verflucht sind die, die Zwietracht auf Erden säen. Niemand erhebt die Hand gegen einen Mönch des Mittleren Pfads!«

Sen konnte sich nicht erinnern, abgestiegen zu sein, aber er musste es irgendwann getan haben, denn plötzlich fand er sich auf seinen Füßen wieder und fuhr den Mönch an: »Habt ihr dieses Tier getötet?«

Der Mönch hielt mitten in der Bewegung inne und musterte ihn finster. »Wir sind Mönche und folgen dem Pfad der Rechtschaffenheit. Für wen hältst du dich?«

»Ich bin Kitanohara-no-Sen Hoshiakari«, erwiderte Sen. »Adoptivsohn der Fürstin Ogami'in, die heute geheiratet hat. Ihr behauptet, dem wahren Weg zu folgen, dringt ungebeten in unser Land ein und tötet dieses Geschöpf, das uns heilig ist? Lasst es gefälligst hier.« Er legte einen Pfeil auf seine Bogensehne. »Ihr habt euch den denkbar schlechtesten Tag dafür ausgesucht.«

Der Mönch lachte nur. »Verneige dich vor dem Gesandten deines Kaisers, Bursche.«

»Niemals, solange ihr die Geschöpfe unseres Waldes nicht achtet.«

Hakaru spuckte den Grashalm zwischen seinen Zähnen aus. »Du glaubst, ein Gesandter des Kaisers hätte hier etwas zu sagen?«

Der Mönch, offensichtlich der Anführer, machte einen Schritt nach vorn. Seine schmalen Augen fixierten Sen. Er war mittleren Alters, bullig wie ein Eber, hatte einen dicken Hals, derbe Gesichtszüge und grobschlächtige Hände. Seine Nase musste mindestens einmal gebrochen gewesen sein. »Wir sind wegen der Hochzeit hier, Bursche. Willst du den Tag etwa entweihen, indem du einen Streit anfängst?«

»Ihr habt diesen Streit angefangen!«, rief Hakaru, während die anderen Mönche ebenfalls näher kamen.

Die Frau versuchte wieder aufzustehen.

»Bleib unten, Bäuerin!«, schrie der Anführer und holte mit seinem Stock aus.

Sen stürzte vor, fing den Hieb mit beiden Händen ab, drehte sich halb herum und warf den Mönch über seine Schulter.

Der schlug mit einem dumpfen Knall auf dem Boden auf, der Stock entglitt seinem Griff. Der Mönch hatte sich kaum wieder hochgerappelt, da stürzte er sich brüllend auf Sen. Für jemanden von seiner Statur bewegte er sich erstaunlich flink. Er schnappte sich seinen Stock wieder, schlug ihn Sen mit einer Drehung in die Kniekehlen und holte erneut aus. Diesmal zielte er auf den Kopf.

Aber Sen war zu schnell. Er zog sein Kurzschwert, lenkte den Hieb damit ab und brachte die Klinge dann mit derselben Bewegung auf weniger als eine Handbreite an den Hals des Mönchs.

»Wie *kannst* du es wagen«, knurrte der Mönch mit zusammengekniffenen Augen und holte ein weiteres Mal aus.

Sen warf ihn mit einem Schulterstoß zu Boden. »Du befindest dich auf dem Land meiner Mutter und rührst diese No'in nicht noch einmal an!«

»Sen, steck dein Schwert wieder ein!«, rief Nihira hinter ihm.

Sen beugte sich drohend über den Mönch. Der drehte sich weg und spuckte aus. »Du hast deine Waffe gegen einen heiligen Mann erhoben«, knurrte er. »Ich bin Ryaku'in vom Berg. Du wirst noch von mir hören.«

Die junge Frau war mittlerweile zwischen den Bäumen ver-

schwunden, und als die anderen drei Mönche sie verfolgen wollten, versperrte Hakaru ihnen den Weg.

Sen ragte über ihrem Anführer auf, der immer noch keuchend auf dem Boden lag. Die Wut in seinen Augen war in etwas noch Bösartigeres umgeschlagen. »Du nennst dich Mönch und greifst eine unbewaffnete No'in an?«, fuhr Sen ihn an.

»Sie hat *uns* angegriffen!«, blaffte der Mönch und stand auf. »Wir haben die offizielle Erlaubnis, diese Lande zu bereisen.« Er griff in seine Kutte und zog einen Umschlag daraus hervor. »Mit dem kaiserlichen Siegel. Ihr habt uns nicht vorzuschreiben, wohin wir in seinem Reich reisen.«

»Sen, komm zurück!«, rief Nihira vom Pferd aus.

Sen dachte nicht daran. »Vom *Kaiser*?«, wiederholte er und riss dem Kerl den Umschlag aus der Hand. »Was kümmert mich ein kaiserliches Dekret? Diese Lande liegen außerhalb seines Herrschaftsbereichs.«

»Gib das sofort zurück«, schäumte der Mönch und griff nach dem Umschlag. Dann hielt er mitten in der Bewegung inne.

Die Jadeperle, die Sen stets um den Hals trug, war in dem Geplänkel unter seinem Hemd hervorgerutscht und baumelte nun glitzernd im Licht der schwächer werdenden Sonne.

Der Mönch erstarrte. »Woher hast du etwas so Kostbares?«, fragte er, als würde er die Perle wiedererkennen. Als wüsste er, was sie bedeutete.

»Was kümmert's dich?«, fragte Sen zurück und schob den Anhänger wieder unter sein Hemd. »Es geht dich nichts an.«

Er und der Mönch funkelten sich an. Hakaru sah aus, als wollte er jeden Moment eingreifen – genau wie die anderen drei Mönche.

»Sen, Hakaru!«, rief Nihira. »Kommt zurück, beide!«

»Du hast keine Ahnung, was du gerade getan hast, Bursche«, fauchte der Mönch schließlich und strich seine Robe glatt. »Aber wen wundert's? Ihr seid ein ungebildetes und ungehobeltes Volk, hier, jenseits der Grenze.« Er machte einen Schritt vor. »Und wenn

du nicht aufpasst, wird dich das teuer zu stehen kommen.« Dann, zu seinen Begleitern: »Kommt.«

»Was soll *das* denn bedeuten?«, knurrte Hakaru.

»Stopp!«, rief Nihira dazwischen.

Der Mönch drehte sich noch einmal um. »Dass sie kommen und dich holen werden, Prinz«, antwortete er und richtete seinen Finger drohend auf Sen. »Merk dir meine Worte. Ich weiß, wer du bist.«

Sein Blick sprang noch einmal zu dem Bändchen um Sens Hals, dann sagte er zu seinen Begleitern: »Gehen wir. Ich merke, wenn ich nicht erwünscht bin.« Damit stolzierte er davon und wedelte mit der Hand, als müsste er einen üblen Geruch vertreiben. »Wir werden diese No'in so oder so finden, Prinzen des Ostens. Sie hat Mönche des Mittleren Pfads geschlagen und wird ihre Strafe bekommen.«

»Verswinde!«, rief Hakaru ihm hinterher.

»Wir sehen uns wieder, Kriegersöhne«, erwiderte der Mönch nur. »Bald.«

Dann waren sie weg, ritten weiter den Pfad hinauf, hinein in das nun tiefrote Sonnenlicht, weiter Richtung No'in-Dorf und Kitano oben auf dem Hügel.

»Diese Hunde, verdammt sollen sie sein«, brummte Hakaru. »Wo ist das Mädchen hin?«

»Genug«, zischte Nihira. »Kommt, reiten wir nach Hause. Es ist nicht unsere Aufgabe, uns in das Leben einer No'in einzumischen.«

Erst als Nihira sein Pferd antrieb, fiel Sen auf, wie fest der Erbe seiner Ziehmutter die Zügel umklammert hielt. Erst jetzt wurde ihm klar, wie zornig Nihira tatsächlich war.

»Ich hoffe nur, diese Schlamm Schnecken bekommen, was sie verdienen ...«, murmelte er und merkte, wie seine Stimmung kippte. Er wusste nicht, wie er die Gefühle, die in ihm aufstiegen, im Zaum halten sollte. Während seine Brüder warteten, ließ er sein Pferd im Kreis tänzeln und sah der aufgewirbelten Staubwolke dabei zu, wie sie in den sommerlichen Himmel stieg. Der Staub verteilte sich in der Luft um ihn herum, erstickte ihn.

»Ich ... komme später nach!«, rief er seinen Brüdern zu, getrieben von einem Gefühl, das er sich selbst nicht erklären konnte. »Ich möchte noch ein bisschen reiten.«

»Tu nichts Unüberlegtes«, warnte Nihira.

»Sag das diesen Mönchen«, erwiderte Sen und ritt zurück Richtung Wald.

In Wahrheit wollte er allein sein. Er wollte über die Hügel reiten, durch Flüsse und Reisfelder. Er wollte zu den Bäumen, wollte im Wald verschwinden und sich auf dem Gottespfad verlieren. »Was werden die Kaiserlichen tun«, hatte er seine Ziehmutter einmal gefragt, »wenn sie herausfinden, dass ich am Leben bin?«

»Das weiß ich nicht«, hatte Fürstin Iyo geantwortet, »und ich möchte es auch nicht herausfinden. Sei vorsichtig, wenn welche in der Nähe sind.«

Sen dachte an seinen Vater – an die Nacht, in der er gestorben war, an die Nacht, in der er den Preis für seine Rebellion bezahlt hatte. Er dachte an den Schmerz in seinem Herzen und das Blut aus seinen zahllosen Pfeilwunden. An den Gefolgsmann, dessen Namen Sen nicht kannte, der ihn verraten hatte. Der ihn überrascht hatte, als nur seine Tochter Kai bei ihm gewesen war. Der ihn dem Keishi-Clan zum Fraß vorgeworfen hatte wie einem Rudel Wölfe.

Die Sonne versank honiggelb hinterm Horizont, Speere aus Licht drangen zwischen den Bäumen hervor. Sen fand sich im Dickicht in der Nähe des Flusses wieder, gerade ritt er um eine Biegung, wo jemand einen kleinen Schrein für die Geistergottheit O-ine errichtet hatte.

Er dachte an Blut auf dem Boden, wie es im Winter gefror und dann wieder auftaute, gefror und wieder auftaute. Wie das Blut seiner Familie siebzehn Jahre lang in den Boden eingesickert war, auf dem Reis für die Kaiserlichen wuchs. Er dachte an den Himmel über ihrer angestammten Heimat in den Hügeln von Amayari-am-Meer, den er nie gesehen hatte und nur aus Erzählungen kannte. Er dachte

an den Mond und dann an die Sterne, die ihm seinen Namen gegeben hatten. Er dachte an den Geruch des Bambusfasses, den er nie vergessen würde.

Ohne zu wissen, warum, dachte er an eine kleine Hand, die die seine festhielt. *Die Vergangenheit lebt in uns weiter*, wie sein Lehrer Yozora immer sagte, *genauso lebendig und dringlich wie die Gegenwart. Die Toten sind nicht mehr hier, und doch verschwinden sie nie.*

Das also ist mein Erbe, überlegte Sen. *Eine leere Kammer. Der Geruch von Bambus, eine Kinderhand, eine Jadeperle an einer Schnur und ein Stück Papier, das von der Vergangenheit erzählt.*

Irgendwo da draußen habe ich eine Familie, sagte er sich. *Eine Schwester und einen Onkel, die noch am Leben sind.*

Eines Tages werde ich sie finden.

Es dauerte nicht lange, da erreichte er eine der wenigen Lichtungen tief im Wald. Die Sonne war endgültig hinter den Bäumen verschwunden, ein sanftes, goldenes Schimmern erfüllte die Luft. Die Zeit schien nicht mehr zu existieren.

Am Ufer vor ihm war ein Steg, gerade groß genug, um ein Ruderboot daran festzumachen. Er band Kaminari an einen Baum und wandte sich dem Wasser zu. Es war glatt wie ein Spiegel, still und erhaben.

Und dort fand er sie, genau wie er gehofft hatte, beide: die No'in und den verwundeten Serau, der so groß war wie ein Hirsch. Er hatte es noch bis zum Teich geschafft, als hätte er hineinspringen und ans andere Ufer fliehen wollen, um dort seine letzten Atemzüge zu tun.

Die No'in war kleiner als Sen. Sie trug die Kleidung einer Bäuerin, einen einfachen Hanfkittel und eine Hose, und jetzt sah er auch die Gebetskette, die um ihr Handgelenk gewickelt war. Eine Zeit lang wollte er sich nicht bewegen, nicht einmal atmen, um den Moment nicht zu zerstören. Die Frau kniete im feinen Sand und weinte leise, während sie das Tier zärtlich streichelte.

»Alles wird gut«, sagte sie sanft und mit tiefer Trauer in der Stimme. »Du hast nichts falsch gemacht, alles wird gut.«

Sen wartete, bis der Atem des Seraus verebte. Wie zu einem letzten Gruß schnaubte Kaminari und stampfte mit dem Huf.

Die Frau blickte auf. »Was macht *Ihr* hier?« Sie richtete den Oberkörper ruckartig auf, und einen Moment lang glaubte Sen, sie würde sich auf ihn stürzen wie auf die Mönche vorhin, doch dann hielt sie inne und stammelte: »Verzeihung, Ame'in. I-Ich wusste nicht ...«

Die Farbe ihrer von einer Klammer zusammengehaltenen Haare schien sich zu verändern, als sie seinem Blick begegnete. Ihre Augen blitzten braun auf wie eine in der Sonne glänzende Haselnusschale, dann sah sie wieder weg und senkte den Kopf.

»Lass«, sagte Sen. »Komm, steh auf.«

Die Frau tat, wie er ihr geheißen hatte, blickte weiter starr zu Boden, und wie so oft in seinem Leben fühlte Sen sich hilflos, hatte eine Million Gedanken im Kopf und nicht ein einziges Wort zu sagen.

Schließlich machte er vorsichtig einen Schritt auf sie zu.

»Nicht«, sagte die No'in plötzlich schroff.

Sen hielt inne. »Kennst du diesen Ort?«

»Kijin kommen nicht hierher.«

Sie sprach gerade so laut, dass Sen sie hören konnte. *Kijin*, dachte er. *Krieger*.

»Ich ... Es tut mir leid«, erwiderte er. Er kam sich vor wie ein Narr. Als hätte er plötzlich seine Muttersprache vergessen. »Ich wollte nur sagen, dass ... Der Serau hatte den Tod nicht verdient.«

»Nein, hat er nicht.«

Sen spürte, wie die No'in ihn mit kaltem Blick musterte, als wäre er einer von den Mönchen. »Ich kann nach jemandem schicken«, sagte er. »Wegen dem Serau. Die Mönche werden kommen, ich meine, *unsere* Mönche, und ihn beerdigen und ...«

Die Frau nickte und sah dabei aus, als bedeutete Einverständnis für sie etwas anderes als für ihn – als wäre es nur eine andere Art von Schmerz. Sen wollte wissen, warum. Als sie sich ganz aufrichtete, sah

er das Blut an ihren Fingern. Das Blut des Seraus. Sie streckte die Arme aus, sah es ebenfalls und verschränkte ihre Hände hinter dem Rücken.

»Verzeiht, ich habe Euch unterbrochen, Herr«, murmelte sie, als wäre ihr plötzlich eingefallen, wem sie da gegenüberstand.

»Schon gut«, erwiderte Sen unsicher.

Ihr Blick sprang zurück zu dem toten Serau, dann verneigte sie sich widerwillig ein weiteres Mal.

Eigentlich dürfte sie nicht mit jemandem von meinem Rang sprechen, dachte Sen.

»Prinz Hoshiakari, entschuldigt mein Verhalten«, sagte sie schließlich.

Sen blinzelte. »Du kennst meinen Namen?«

Die No'in verneigte sich wieder, und als sie es tat, sah Sen den Stein, den sie an einer Schnur um ihren Hals trug. Es war eine kleine Jadeperle.

Sie sah genauso aus wie seine.

Plötzlich erinnerte ihr kastanienbraunes Haar Sen an etwas. Aber an was? Ein rotes Aufblitzen, eine kleine Hand auf der seinen, ein Bambusfass und eine Bauernhütte in der Nacht vor so langer, langer Zeit. Nachdem seine Familie ausgelöscht worden war, hatten No'in ...

»Warte«, sagte er. »Wie heißt du?«

»Rui«, antwortete sie. »Misosazai Rui.« Und rannte davon.

»Warte!«, rief Sen ihr hinterher, aber als er die Bäume erreichte, war sie bereits verschwunden, und er war allein mit dem toten Tier, dem stummen Teich und dem Flüstern der Blätter.

Jade war der Stein des Gensei-Clans, der Stein seiner Familie.

Wo hat sie ihn her?

Er ging zurück zu seinem Pferd und merkte, dass aus irgendeinem Grund auch er mit dem Blut des Seraus befleckt war. Die Stelle an seinem Arm, wo der Mönch ihn gepackt hatte, schmerzte immer noch, und jetzt, wo er das Blut des heiligen Tiers an sich sah, wallte

neuerliche Wut in ihm auf. Er konnte den stinkenden Atem des Mönchs immer noch riechen, hörte immer noch die Drohung in seiner Stimme.

Unbehagen stieg in ihm auf. Sen wusste nicht, was das alles zu bedeuten hatte, aber er wusste, dass etwas Wichtiges sich an diesem Nachmittag für immer verändert hatte. Er hatte gesehen, wie hart der Blick des Mönchs plötzlich geworden war. Er hatte nicht mehr gewirkt wie ein hochmütiger alter Tor, sondern scharfsinnig und weit gefährlicher als noch einen Moment zuvor. Er hatte Sen und seine Brüder misstrauisch gemustert und dann den Kopf gesenkt, um mit schlurfenden Schritten dem Pfad zu folgen, der ihn schließlich hinauf nach Kitano führen würde.

»Sie werden dich holen kommen, Prinz«, hatte er mit einem eigenartigen Leuchten in den Augen gesagt.

»Ich weiß, wer du bist.«

KAPITEL 3



YORA

Ein Sturm hatte die Hauptstadt verwüstet. Die Sonne war tagelang nicht mehr herausgekommen, erzählten die Torwachen, und als sie sich endlich doch hervorwagte, hatte alles in einem kränklichen Zwielficht gelegen. Sie sagten, es sei eine Strafe der Götter, die Geister schickten, um die Menschen für ihren Lebenswandel zu bestrafen. Sie sagten, es habe keine solche Dunkelheit mehr gegeben, seit die Schamanen-Kaiserin die achtköpfige Schlange getötet hatte, um die Götter zu besänftigen. Jetzt fielen ganze Ernten aus. Die Leute hatten Angst, die Tempelsekten bekriegten sich untereinander, und inmitten all dessen, am zehnten Tag des fünften Monats, kehrte Yora Shijin, der Poet, zurück.

Er war seit Sonnenaufgang unterwegs, war noch eine halbe Provinz entfernt gewesen, nachdem er fünf Wochen lang die umliegenden Güter besucht hatte, um die Kontakte seines Dienstherrn, des Kanzlers, zu pflegen. Seine Rückkehr war in Etappen erfolgt, immer wieder hatte er bei den großen Landgütern angehalten, und es war ein bergiges Land, sodass die Reise eine volle Woche länger gedauert hatte als geplant.

Es gab Gerüchte über eine Rebellion im Osten, und so war Yora als Befehlshaber der kaiserlichen Garde und einzig loyales Mitglied des Gensei-Clans nach Hause beordert worden.

Ein Sonnenstrahl fiel auf das Torhaus, drohend wie ein Speer. Yora kannte die Wachen, sie waren junge Männer, die er höchstpersönlich

im Einsiedlerkloster von Yamano unterrichtet hatte; jetzt waren sie erwachsen und in die Reihen der kaiserlichen Gefolgsleute aufgestiegen, hatten Rang und Namen bei den Clans der Hara und Keishi. Ein Grund, stolz zu sein? Er wusste es nicht genau. Jedenfalls war Yora müde, sein Alter – immerhin ein halbes Jahrhundert – holte ihn allmählich ein. Die Halle des Himmels, die Halle des Morgens und die Zwölf Ratshallen ragten über ihm auf wie Wachtürme, aber wenigstens war die Sonne herausgekommen. Nach dem dreitägigen Sturm war der Sommer grell und heiß über die Hauptstadt hergefallen, jetzt trieb eine warme Brise aus dem Westen flauschige Wolken über den strahlenden Himmel. Yora beobachtete sie und zählte die zweihundertundsechzehn Gebäude auf dem Palastgelände, während er weiterging. Keines mehr und keines weniger, genau wie der Mittlere Pfad es verlangte. Zahllose Räume in niedrigen, flachen Hallen, anstatt auf mehrere Stockwerke verteilt. Einige Adlige hatten bereits angefangen, ihre Gärten, die künstlichen Seen und Bäche entsprechend der Jahreszeit umzugestalten, wie Yora sah. *Eine ganze Welt im Kleinen*, nannten sie es. *Denn die Ten'in bringen alles nach innen, und im Innern liegt die Welt.*

Schon jetzt wurde es heiß. Schon jetzt schallten die Rufe der Kaufleute und Fischhändler durch die Luft. Das hölzerne Klappern eines Ban verkündete die morgendliche Stunde. Die Fischer waren noch in der Schwärze der Nacht hinausgefahren und kamen nun mit vollen Netzen zurück. Die Awa-Bucht lag drei Stunden mit dem Boot entfernt, doch schon jetzt hatten die Fischer mit Eis von den Fächerinseln gefüllte Wagen mit ihrem Fang beladen. Ringsum erstreckte sich die Hauptstadt Saikyo, erbaut nach dem Vorbild der alten Königreiche auf dem Kontinent, wo nun die Souchou herrschten. Und wie die Städte der Souchou war auch sie in einem Gittermuster mit langen, parallel verlaufenden Straßen angelegt, sodass zehn Pferde nebeneinander darauf passten. Der Hügel westlich des Palasts, der Berg im Norden, der Fluss im Osten, die Ebenen mit der großen Straße im Süden und all die Tempel an der Bergflanke:

Saikyo war die größte Stadt im gesamten Reich und auch die kultivierteste.

»Poet!«, rief der Wächter, Onoe Rokuro, ein Gefolgsmann des Hara-Clans. Auch ihn hatte Yora während seiner Zeit in Yamano unterrichtet. Jetzt gehörte er zu Akiyo Musha's Männern. Mit seinen dünnen Armen sah Rokuro ein bisschen aus wie eine Vogelscheuche. »Willkommen zurück.«

»So lange war ich nun auch wieder nicht weg«, witzelte Yora. »Steht der Palast noch?«

Rokuro lächelte. »Eure Waffe, Ame'in.« Alle mussten ihre Waffen abgeben, bevor sie den Palast betraten. Yora band sein Schwert los, es war ein Meisterwerk mit schwarzen und blauen Einlegearbeiten auf der Scheide, kunstvoll umwickelt mit dem feinen Indigogarn der Gensei, das den Himmel, den Mond und die Sterne repräsentierte.

»Nagareboshi, die Sternschnuppe«, flüsterte Rokuro ehrfürchtig.

»Pass gut für mich darauf auf, verstanden? Es ist ein Geschenk des letzten Kaisers.« Yora strich seinen hellgrünen Mantel mit dem Wappen seiner Familie glatt – einem Farnmuster mit fünfblättrigen Blumen dazwischen – und trat über die Schwelle, um sogleich einer weiteren ehemaligen Schülerin zu begegnen: Tokeishi-no-Eiga Yaeko Oki. Auf ihren Ärmeln prangte ein Schmetterling mit ausgebreiteten Flügeln, das Symbol der Keishi.

»Shijin«, grüßte sie. »Der Kanzler erwartet Euch bereits.«

Yaeko war eine ernste und ehrgeizige Frau, sie war noch keine dreißig und hatte sich dennoch bereits einen Namen gemacht. Sie war eine geborene Kriegerin mit starker Moral und einmal die Bettgefährtin seiner Tochter Tsuna gewesen. Aber auch Yaeko hatte unter der Rebellion zu leiden gehabt. Sie war damals noch ein Kind gewesen, und ihre gesamte Familie war ausgelöscht worden. Lediglich ein paar namenlose, entfernte Vettern hatten den Keishi und dem Thron noch die Treue gehalten, während der Rest ihres Clans sich Katsusada Asa's Rebellentruppen anschloss. So auch ihr Vater, der hingerich-

tet wurde, als die Kämpfe vorüber waren. Die Keishi-Treuen waren noch vor Asa'ins Flucht von Gensei-Truppen getötet worden.

Von Truppen meines eigenen Bruders, dachte Yora.

Er wusste, dass Yaeko den starken Wunsch hatte, ihre Familie zurück ins Zentrum der Macht zu führen, zurück zu ihrem alten Ansehen, dass sie sich als letztes noch lebendes Mitglied ihrer Familie vor den Keishi-Fürsten beweisen wollte. »Wir waren groß«, hatte sie einmal zu ihm gesagt. »Wir waren ranghohe Offiziere der alten Keishi, bis ... mein Vater sich in den Kopf gesetzt hat, ihnen auf dem Schlachtfeld entgegenzutreten.«

»Das darf nicht noch einmal passieren«, hatte sie zu ihm gesagt. »Ich darf nicht enden wie sie.«

»Ich stehe in Eurer Schuld«, sagte sie jetzt, während sie ihn durch die Gänge führte. »Ohne Euch wäre ich nicht hier.«

Was sollte Yora darauf antworten? »Ich tue nur, was ich kann«, erwiderte er. Er war schließlich Katsusadas Bruder, der Bruder des Mannes, der ihre Familie ausgelöscht hatte – und gleichzeitig ihr Lehrer. *Ja*, überlegte er, *auch sie wird noch geprüft werden. Wie es scheint, versuchen wir alle, die Fehler der Vergangenheit wiedergutzumachen.*

»Wie geht es der Dame Kai?«, fragte Yaeko.

»Gut«, antwortete Yora. »Sie wird heute Nachmittag eintreffen, dann kannst du sie selbst fragen.«

Ein Stück vor ihnen brachten zwei Ge'in-Diener gerade eine große Bildrolle an einer der Wände an. Yaeko nickte. »Das seid Ihr, Herr. Seht. Seikiyo hat es in Auftrag gegeben. Yora Shijin, der Poet und legendäre Krieger, der den Teufelsvogel getötet hat.«

»Ach«, seufzte Yora und kratzte sich am Kopf. »Ich wünschte, er hätte es nicht getan. Es ist mir peinlich.«

»Eure Taten sind berühmt.«

»Auf diesem Bild kämpft ein junger Mann, den es nicht mehr gibt. Er ist viel hübscher als ich.«

»Seid nicht so hart zu Euch selbst, Ame'in. Ihr habt dem Kaiser mehr als einmal den Hals gerettet.«

»Ich habe getan, was ich konnte.« Yora seufzte. »Wenn du eine sichere Zuflucht brauchst, such dir einen möglichst großen Baum. Ich hatte Glück, das ist alles.«

»Ich dachte, Ihr sagt immer, wir alle sind unseres Glückes Schmied«, zog sie ihn auf, als sie die Tür fast erreicht hatten.

»Das habe ich gesagt?«, erwiderte Yora grinsend, dann folgte Yaeko ihm in den Palast des Himmlischen Volkes, wo der Großkanzler ihn erwartete.

Seikiyo Jokai vom Ersten Rang war jetzt achtundsechzig Jahre alt und nach den Ten'in, ihren Kaisern, der mächtigste Mann im Reich. Sein Kopf war rasiert. Bei Adligen hatten Tonsur und priesterliche Eide zwar eher symbolischen Charakter, aber von einem Angehörigen eines der drei großen Clans, wie Seikiyo einer war, wurde es nun mal erwartet. Schließlich hielt er als Kanzler mehr oder weniger das ganze Reich in seinen Händen, sagte man. In seiner Jugend war Seikiyo ein unbeherrschter Mann gewesen, berühmt für seinen Zorn und seinen Blutdurst. Als ein Kind der Keishi aus dem Westen kannte er die Gewässer zwischen den Inseln besser als die Straße zur Hauptstadt, doch im Lauf der Jahre hatte er seine Aufmerksamkeit immer mehr nach innen gewandt, zum Kaiser und dem Zentrum der Macht. Yora fragte sich, ob ein Teil seiner Seele sich immer noch wünschte, das Meer zu befahren, denn der Mann, den er jetzt vor sich sah, war blass und hager, wenn auch von starkem Knochenbau. Gealtert, aber nicht gebeugt. Voller Sorgen, aber nicht geschlagen.

»Poet«, sagte Seikiyo laut und winkte ihn zu sich. *Gehen wir ein Stück*, bedeutete die Geste. Sie schlenderten eine halbe Stunde lang durch die Kolonnaden, betrachteten die gemalten Farne, die kleinen Blumen und einen einsamen Schmetterling. Ohne Eile erstattete Yora Bericht. Die wachsende Macht der Provinzfürsten war der Regierung seit Generationen ein Dorn im Auge, und jetzt, da immer mehr Landbesitzer ihre Ländereien noch weiter vergrößerten, standen sie kurz vor einer Art Staatskrise.

»Ihr hattet recht«, sagte Yora schließlich. »Es könnte Probleme mit den Fürsten geben.«

»In Gisan?«

»In den Bergen von Gisan und den Ebenen von Kanden. Die Güter dort verheimlichen einen Teil ihrer Erträge.«

»Sie wollen uns also bestehlen«, murmelte Seikiyo.

»Herr, die Menschen dort haben im Krieg gelitten ...«

»Sie haben *ihn* unterstützt.«

Er musste den Namen nicht aussprechen. Für Seikiyo gab es nur einen *ihn*.

Meinen Bruder, dachte Yora. Werden wir das je hinter uns lassen, oder wird es für den Rest unseres Lebens über uns bestimmen?

Die Alten sagten, dass die Vergangenheit nie verging, und vielleicht hatten sie recht. *Sie lebt in uns weiter*, überlegte Yora. *Jeder Tag bringt seine eigenen Geister, jeden Tag öffnen sich die alten Wunden aufs Neue.*

»Unruhen«, sagte Seikiyo. »Sie sind wie ein Geschwür, das uns von innen auffrisst. In Zeiten wie diesen brauchen wir religiöse Stabilität.«

»Ganz recht, Herr.«

»Was ist mit dem Berg?«

Yora verlangsamte seinen Schritt. Das plötzliche Verlangen, seinen Bericht Bericht sein zu lassen und seinen Freund zu fragen, *Was belastet dich?*, überkam ihn. Aber das konnte er nicht. Sein Dienstherr war gefangen: durch seinen Rang, durch den Glanz seines Ruhms und die Kratzer darin.

»Die Gouverneure haben immer noch Probleme mit den Gütern an der Ostgrenze. Der Geldfluss von den Bauernhöfen dort ist ... unterbrochen. Selbst Mitglieder des Hofes bekommen allmählich Probleme mit den ortsansässigen Fürsten.«

Seikiyo runzelte die Stirn, sagte aber nichts.

»Warum habt Ihr mich wirklich hergerufen, Herr?« Yora sah die Falten unter Seikiyos Augen, er sah den Schatten auf seinem Blick.

Etwas lastete schwer auf ihm, etwas, das vorher nicht da gewesen war. *Oder vielleicht war es doch da gewesen*, überlegte Yora. Aber nur unerschwellig, noch nicht zu seiner vollen Gewichtigkeit angewachsen. *Zu viele kennen die Arroganz und den Stolz der Keishi, doch nur wenige kennen ihr Herz.*

»Ich wusste, dass du das sagen würdest.« Seikiyos Stimme war stärker geworden im zurückliegenden Jahr, tiefer und mit einem rauen Unterton. »Und ich bin der gleichen Meinung. Es ist der Hof. Sie verbringen zu viel Zeit hier, werden fett und zufrieden, während sie sich ihren Gedichten und Liedern widmen. Und was tut der Ten'in? Er ist der Herrscher und doch ...«

»Und doch habe ich für sie alle Gedichte geschrieben«, warf Yora ein. »Zu was macht mich das?«

Die beiden musterten einander einen Moment lang, dann endlich lächelte Seikiyo. »Willkommen zurück, alter Freund. Ich hoffe, deine Reise war nicht zu beschwerlich.«

»Fünf Provinzen in ebenso vielen Wochen. Während junge Männer möglichst viel von der Welt zu sehen wünschen, beklage ich mich über die Anstrengung. Aber es ist schön, wieder im eigenen Bett zu schlafen.«

Sie gingen den langen Flur entlang, der vom Begrüßungszimmer des Kaisers zu den Haupträumlichkeiten führte.

»Es heißt, der Kaiser sei ein Schiff«, murmelte Seikiyo. »Und seine Untergebenen sind das Wasser. Deshalb müssen wir sehr gut aufpassen, dass die Wellen nicht zu hoch werden und wir im Sturm kentern.«

Am Ende des Flurs befand sich ein Fenster, Seikiyo blieb davor stehen und bedachte Yora mit einem Blick, der genauso offen war wie seine Handflächen. »Die Hofadligen. Sie bringen Entschuldigungen vor. Sie sagen, die Äcker hätten in den letzten Jahren nicht getragen. Sie wissen, dass wir zu viele Lehen überwachen und uns auf die Gouverneure vor Ort verlassen müssen ... Natürlich behaupten sie, sie könnten nicht zahlen.«

»Es gab eine Hungersnot«, wandte Yora ein. »Dieser Teil war nicht gelogen.«

»Hunger.« Seikiyo winkte ab. »Erzähl mir nichts. Es gibt schon genug Intriganten und Jammerlappen, die mir damit in den Ohren liegen. Ich habe einen ganzen *Rat*, der mir über das Leid der Bauern berichtet.«

»Was aber nicht bedeutet, dass sie lügen, Herr.«

Seikiyo lächelte wehmütig. »Du bist eine lästige Fliege, weißt du das? Und manchmal glaube ich, außerdem der Einzige, der mir die Wahrheit sagt. Du hast dich noch nicht zum Berg geäußert.«

Yora überlegte. Es war eine heikle Angelegenheit, und vor allem viel näher an der Hauptstadt. Der Berg und das Tor waren die beiden größten Sekten im Land, ihre Tempel standen direkt vor der Türschwelle des Kaisers auf dem Berg Eizan, dessen Schatten sie selbst von hier aus sehen konnten.

»Die Gutsherren der Umgebung, die nicht den niederen Häusern unterstehen, haben die Mönche um Schutz gebeten, Herr«, antwortete Yora schließlich. »Fürst Zusho und seine Nachbarn sagten mir, dass sie unter Druck stehen. Die Mönche vom Berg sind untereinander tief zerstritten.« Er schüttelte den Kopf. »Ein gewisser Moro führt eine Gruppe an, die dem Kaiser treu ist, und der Hara-Clan unterstützt ihn, um seine Position am Hof zu stärken – gegen Euch, Herr, den Kanzler. Ryaku'in, ein weiterer Mönch, führt eine andere Splittergruppe an, die wiederum versucht, Moros Einfluss und den der Hara zurückzudrängen. Es ist ein einziges Durcheinander.«

»Was ist mit dem Tor?«

»Dem Kaiser treu ergeben«, antwortete Yora. »Sie mögen die Bergsekte nicht und warten geduldig, wie deren innere Streitigkeiten sich entwickeln.«

Seikiyo runzelte die Stirn. »Diese Mönche. Sie haben zu viele Gesichter und zu viele Namen. Man weiß nie, was sie wirklich vorhaben.«

»Sie sind wichtig für die Regenten und die Hara«, wandte Yora ein. »Der Kaiser hört auf sie, wie Ihr wisst.«

Der Hara-Clan aus dem Süden war eines der wichtigsten Häuser im Land und stellte schon seit Generationen die kaiserlichen Regenten.

»Die Hara tun, was sie immer getan haben«, knurrte Seikiyo. »Sie ziehen die Macht Stück für Stück vom Kaiser ab.«

»Wie dem auch sei, die Tempel sind untereinander zerstritten«, sprach Yora weiter. »Sie können sich nicht einigen, ob das Zeitalter der Götter zurückkehren wird oder dass der Monster. Ryaku'in behauptet, die Geisterwelt sei im Verfall begriffen. Es könnte einen Wechsel in der Führung geben, und je nachdem, wie er ausfällt, könnte der Thron profitieren.«

»Oder?«

Yora überlegte, bevor er antwortete. »Manche Splittergruppen sind gegen den Kaiser, und gegen seinen Vater«, sagte er schließlich. »Sie glauben, dass das Klostersystem zu anfällig für Manipulation ist.«

»Und was kann *ich* da tun?« Seikiyo drehte sich zu ihm um. »Ich bin nur der Kanzler, ein Beamter von vielen.«

»Der abgedankte Kaiser hat Euch zum Kanzler ernannt, *bevor* er ins Kloster gegangen ist«, entgegnete Yora. »Er wird auf Euch hören. Sein Sohn, Kaiser Ashihara, hat einen Hara als Regenten eingesetzt, und auch Ashiharas Sohn wird einen Hara-Regenten haben, aber ...«

Yora verstummte. Niemand sprach es je laut aus, doch allen war klar, dass Seikiyo die eigentliche Macht hinter dem Thron war. Gleichzeitig wussten sie beide, wie schwierig es für Seikiyo war, die widerspenstigen Regenten zum Gehorsam zu bringen.

Der Kanzler lachte bitter. »Der letzte Kaiser war nicht bekannt dafür, seine Macht gerne aus den Händen zu geben. Selbst abgedankt treibt er noch seine Spielchen. Diese Regierung *braucht* die Unterstützung der Mönche. Wenn sie sie uns verweigern, müssen wir handeln.«

Eine Stille kehrte ein. Yora wusste nicht, wie er sie füllen sollte. Er sah den schwarzen, glatten Stein, den Seikiyo in den Händen hielt. Es war ein Totem aus seiner Jugend.

»Genug davon«, sagte der Kanzler schließlich. »Es gibt dringendere Angelegenheiten.«

»Welche, Herr?«

»Ich habe Dinge gehört, Yora«, begann er. »Gerüchte, dass es ... *eine Verschwörung gegen mich gibt.*« Er ging weiter. »Dieser Ryaku'in wurde östlich der Grenzebenen gesehen. Es heißt, dass er dort nach etwas sucht. Oder nach *jemandem*. Im Herrschaftsgebiet der Fürstin Ogami'in.«

Yora spürte, wie ihm eng in der Brust wurde.

»Wonach klingt das für dich, Poet?«, fragte Seikiyo.

»Es könnte vieles bedeuten«, antwortete er vorsichtig. »Ich kenne Ryaku'in nicht und weiß nicht, wie er denkt und handelt.«

»Solltest du aber. Nach dem Krieg, den dein Bruder angezettelt hat, wurde Sen Hoshiakari nie gefunden. Manche behaupten, dass er noch lebt.«

»Hörensagen«, entgegnete Yora. »Und Gerüchte gibt es immer.«

»Ja«, bestätigte Seikiyo. »Aber manchmal sind sie wahr.«

Yora antwortete nicht.

Der Kanzler legte die Stirn in Falten. »Du warst *dort*, Yora, vor siebzehn Jahren. Du bist nach Azemichi geritten.«

»Das bin ich, Herr«, bestätigte Yora.

Seikiyo wandte sich ihm zu. »Dann erzähl mir davon. Was hast du gesehen?«

Und so, dachte Yora, kehrt die Erinnerung zurück und lebt weiter, Tag für Tag. Denn plötzlich war es Nacht und er befand sich in einer anderen Provinz, ein Dutzend Meilen von der Hauptstadt entfernt. Plötzlich war Yora wieder dort, in jener Nacht, in der er erfahren hatte, dass sein Bruder tot war. Er stand wieder inmitten der Ruinen von Azemichi, genau wie in seinen Träumen, und wie so oft in seinem Leben war er von Leichen umgeben.

Er hatte nach ihnen gerufen, nach den fünf Männern, die Fürst Seikiyo mitten in der Nacht geschickt hatte. Dann war er zu ihnen gegangen, die leere Hand hoch über den Kopf erhoben. Sie beobachteten gerade, wie die letzten Gebäude der Stadt zu Asche und Staub zerfielen. Als sie ihn kommen hörten, drehten sie sich um und zogen ihre Schwerter.

Sie waren einmal meine Freunde, hatte Yora damals gedacht. *Wie konnte es so weit kommen?*

Hara Akugenta stand vor ihm, der Tiger von Omori. Genma Sanbatsu aus dem Schirmwald. Onoe Kizan, die Schwarzkutte, und die Brüder Nobuhira und Nagahira Tokeishi. Doch alle trugen ihre Helme und eisernen Masken, sodass er in der Dunkelheit und inmitten all des Rauchs den einen nicht vom anderen unterscheiden konnte.

Die Flammen waren erloschen, alles war still bis auf das Pochen seines eigenen Herzens und eine Schneeverwehung, die unter einer plötzlichen Windböe einstürzte. Yora spürte den Griff seines Schwerts in der Hand und fürchtete schon jetzt das Blut, das die Klinge bald benetzen würde.

Die fünf fächerten sich vor ihm auf. Sie kamen aus der Hauptstadt, Männer, mit denen Yora fünfzehn Jahre lang gemeinsam gegessen, gelacht und trainiert hatte, mit denen sie geritten war. Doch jetzt griffen sie seine Familie an. Doch jetzt würde er sie töten.

Der Erste kam mit einem glänzenden Langschwert in den Händen auf ihn zu. Ein weiteres Schwert schimmerte im Mondlicht. Die Wolken hatten sich verzogen, nur der Rauch lag noch so dick in der Luft, dass Yora ihn auf der Zunge schmecken konnte, so wie er das Blut schmeckte, als der Erste angriff und ihm einen Ellbogen ins Gesicht schlug, als Yora seinen Schwerthieb parierte.

»Was macht ihr da?«, schrie er. »Warum tut ihr das?«

Die Männer reagierten nicht. Sie griffen ihn gemeinsam an, fünf Schwerter. Selbst beim zweiten Hieb schrie Yora noch: »Hört auf!« Selbst als er sein eigenes Schwert niederfahren ließ, einmal, zweimal,

und die ersten beiden starben. Selbst als der dritte ihn von hinten angriff. Yora stieß rückwärts zu, bohrte dem Angreifer seine Klinge in die Hüfte und riss sie herum, sodass sie beide in den Matsch fielen. Selbst als der vierte, plötzlich von Furcht erfüllt, einen Schritt zurück machte. Es war Genma, nur ein Junge, doch jetzt war Yoras Blut in Wallung und er wusste, dass er nicht mehr aufhören konnte.

Er befand sich jetzt an einem anderen Ort, einem tiefen und stillen Ort, an dem sein Körper sich weit schneller bewegte als seine Gedanken. Als Genma angriff, führte Yora einen Schlag gegen die Rückseite von dessen Klinge und brachte ihn aus dem Gleichgewicht, sodass die Spitze sich in den Boden bohrte wie ein Blitz. Dann war Yora über ihm und öffnete mit einem beinahe sanften Schnitt die Ader seitlich an Genmas Hals.

Hara Akugenta, der letzte der fünf, rückte vor, aber langsam, denn Genmas Leiche behinderte ihn. Yora sprang ihm entgegen und fing den Hieb mit einem Block von unten ab. Als Akugenta seine Klinge mit aller Kraft noch weiter nach unten drückte, ließ Yora ihn, nutzte den Impuls und wirbelte herum, in dieselbe Richtung, in die Akugenta drückte – auf dessen unbalancierte, ungeschützte Seite. Am Ende der Bewegung riss Yora sein Schwert wieder hoch, die Klinge fuhr zwischen Akugentas Rippen und legte das Herz darunter frei.

Dann war es getan.

Yora konnte die Hitze und die Kälte immer noch spüren. Er konnte immer noch den Ruß und den Gestank von Eisen in der Luft riechen, sah immer noch die niedergebrannte Stadt unterhalb. Doch jetzt war alles still.

»Es war niemand mehr dort«, antwortete er schließlich und wandte sich wieder Seikiyo zu. »Nur noch verbrannte Asche.«

Dann war Yora hinunter nach Azemichi gegangen, durch Tod und Ruinen, während sein Gefolgsmann Kyohara-no-Shigeki Reizan von der Straßenkreuzung aus nach ihm rief: *Yora, Yora!*

»Aber du hast sie gefunden«, sagte Seikiyo.

»Ja ... Das habe ich.«

Sumiko, die Frau seines Bruders, aus der Kyohara-Linie. Tot, mit einem Speer im Herzen.

Doch das war nicht alles, was Yora in jener Nacht voller Flammen und heulendem Wind gefunden hatte. Er hatte ein Geräusch gehört, es kam aus einem Keller. Und dort, mitten zwischen den Ruinen, zwischen den Leichen der Dienerschaft und der Gefolgsleute, die vergebens versucht hatten, die Frau seines Bruders zu beschützen, sah er sie: zwei Kinder, die sich in einem leeren Lagerraum für Wurzeln und Getreide versteckten.

Ein Junge und ein Mädchen, sie waren noch sehr klein, höchstens drei oder vier Jahre alt, hielten sich an den Händen. Sie zitterten vor Angst und hatten auf wundersame Weise überlebt, während im Nebenzimmer ihre Familien abgeschlachtet worden waren.

Yora war vorgestürzt und hatte den Namen seines Neffen geflüstert. »Sen, ich bin's. Yora, *dein Onkel*.«

Erst dann hatte der Junge zu weinen begonnen. Tränen traten in die großen Augen von Sumikos Sohn, während er sich an dem anderen Kind festhielt, einem Mädchen von niederer Geburt, das vielleicht ein Jahr älter sein mochte als er. *Ein Kind des Hauses*, dachte Yora. *Die Diener hatten eine Tochter ...*

Sie trug eine kleine Jadeperle um den Hals, genau wie Sen, genau wie jedes Gensei-Kind bei der Geburt eine bekam. Doch sie war nur eine No'in. Die Perle musste ein Geschenk ihrer Herrin gewesen sein, von Sens Mutter, die jetzt tot war.

»Mögen die Götter ihnen beistehen«, hatte Yora gemurmelt, hatte beide auf seinen Arm gehoben und war mit ihnen in die Dunkelheit verschwunden. Er hatte nie jemandem erzählt, was er in jener Nacht gesehen hatte, sprach nie über den Tod seines Bruders, aber jedes Mal, wenn er die Augen schloss, sah er wieder die Flammen.

»Besteht eine Möglichkeit, dass der Junge überlebt hat?«, fragte der Kanzler. »Nach dem zu urteilen, was du damals gesehen hast?«

»Ich habe keine Leiche gefunden«, antwortete Yora. Derselbe Satz, dieselben Worte, die er auch damals gesagt hatte.

»Das habe ich dich nicht gefragt.« Seikiyo beobachtete ihn genau.

Yora ließ sich Zeit. Der Junge musste jetzt an die zwanzig sein, und das No'in-Mädchen ebenfalls. Wenn die Keishi sie fänden ...

Nein. Er konnte den Gedanken nicht ertragen. Natürlich hatte es sofort Gerüchte gegeben, dass Sen nicht tot war. Aber wenn die Keishi ihn in die Finger bekämen, wenn sie ihn oder das No'in-Mädchen herbrächten und ans Licht käme, was Yora getan hatte ... Die Konsequenzen würden das ganze Land in einen Krieg stürzen. Es wäre ihr aller Untergang. Er antwortete so vorsichtig, wie er konnte.

»Ich rate Euch, nichts auf diese Gerüchte zu geben, Herr. Ohne Beweise ...«

»Der Junge ist also tot?«

Yora nickte stumm.

»So oder so, es sieht ganz danach aus, als würden diese Mönche nach etwas suchen«, sprach Seikiyo weiter. »Sie wurden gesehen, wie sie in der Nähe eines No'in-Dorfs in eine Auseinandersetzung verwickelt waren. Mit einem von Ogami's Söhnen. Was mich zu der Frage bringt ...«

Yora wartete.

»Goshira schickt seine Diener nach Osten. Er versucht, seinen Einfluss als abgedankter Kaiser geltend zu machen, und benutzt dazu die Mönche. Warum?«

Er legte Yora eine Hand auf die Schulter, dann gingen die beiden alten Krieger Seite an Seite zum großen Saal. »Du bist meine rechte Hand«, sprach Seikiyo weiter, »der einzige loyale Gensei. Ich möchte, dass du die Wahrheit herausfindest. Woher kommen diese Gerüchte im Osten? Setzt Goshira irgendeinen Zauber gegen uns ein? Stacheln er die Mönche gegen uns auf? Oder ist es etwas anderes? Ich muss es wissen, Yora. Du wirst diesen Gerüchten auf den Grund gehen, und wenn du ihren Ursprung gefunden hast, bringst du sie zum Schweigen. Wir müssen diese Angelegenheit klären, und das im Stillen. Ich möchte den jungen Kaiser nicht damit belasten.«

»Wie Ihr wünscht«, erwiderte Yora.

»Gut.« Seikiyo streckte ihm die Hand hin. »Ich brauche das eigentlich nicht zu sagen, aber ich habe die Tochter deines Bruders die letzten achtzehn Jahre in Ruhe und Frieden leben lassen. Kai Gekko'in lebt nur dank unserer Gnade. Das war mein Geschenk an dich, Yora. Für deine Treue. Du verstehst. Sie braucht nicht das Schicksal ihres Vaters zu erleiden.« Er sah Yora durchdringend an. »Sorge dafür, dass das auch so bleibt.«

»Ich verstehe«, sagte Yora.

»Ich vertraue dir, Poet.«

Yora machte eine tiefe Verbeugung, dann ließ er seinen Freund im großen Ratssaal allein.

»Finde sie, Yora!«, rief Seikiyo ihm hinterher. »Finde heraus, was diese Mönche im Osten treiben. Finde heraus, was sie dort wollen und wonach sie suchen.«